

# Karl Ove Knausgård

## »Sterben«

LESEPROBE

Teil eins

Für das Herz ist das Leben einfach: Es schlägt, solange es kann. Dann stoppt es. Früher oder später, an dem einen oder anderen Tag, hört seine stampfende Bewegung ganz von alleine auf, und das Blut fließt zum niedrigsten Punkt des Körpers, wo es sich in einer kleinen Lache sammelt, von außen sichtbar als dunkle und feuchte Fläche unter der beständig weißer werdenden Haut, während die Temperatur sinkt, die Glieder erstarren und die Gedärme sich entleeren. Diese Veränderungen der ersten Stunden geschehen so langsam und werden mit solcher Sicherheit vollzogen, dass ihnen fast etwas Rituelles innewohnt, als kapitulierte das Leben festen Regeln folgend, in einer Art Gentlemen's Agreement, an das sich auch die Repräsentanten des Todes halten, indem sie stets abwarten, bis sich das Leben zurückgezogen hat, ehe sie ihre Invasion der neuen Landschaft beginnen. Dann jedoch ist sie unwiderruflich. Die riesigen Bakterienchwärme, die sich im Inneren des Körpers ausbreiten, hält nichts mehr auf. Hätten sie es nur ein paar Stunden früher versucht, wären sie augenblicklich auf Widerstand gestoßen, doch nun ist ringsum alles still, und sie dringen fortwährend tiefer in das Feuchte und Dunkle vor. Sie erreichen die Haversschen Kanäle, die Lieberkühnschen Drüsen, die Langerhansschen Inseln. Sie erreichen die Bowman-Kapseln in der Niere, die Stilling-Clarkes'sche Säule im Spinalis, die schwarze Substanz im Mesencephalon. Und sie erreichen das Herz. Noch ist es intakt; aber der Bewegung beraubt, auf die seine

gesamte Konstruktion abzielt, wirkt es eigentümlich verlassen, wie eine Fabrikanlage, zum Beispiel, die von den Arbeitern in Windeseile geräumt werden musste, die still liegenden Fuhrwerke, die sich gelb abheben vor dem Dunkel des Waldes, die leer stehenden Baracken, die Loren an der Seilbahn, die voll beladen, in Reih und Glied, parallel zur Felswand hängen.

Wenn das Leben den Körper verlässt, gehört dieser im selben Moment zum Toten. Die Lampen, Koffer, Teppiche, Türkliniken, Fenster. Die Felder, Moore, Bäche, Berge, Wolken, der Himmel. Nichts von all dem ist uns fremd. Die Gegenstände und Phänomene der toten Welt umgeben uns kontinuierlich. Dennoch gibt es nur wenige Dinge, die uns unangenehm berühren, als einen Menschen in ihr gefangen zu sehen, zumindest wenn man die Mühen bedenkt, die wir auf uns nehmen, um die toten Körper unseren Augen zu entziehen. In größeren Krankenhäusern werden sie nicht bloß in eigenen, unzugänglichen Räumen vor uns verborgen, nein, auch die Wege dorthin sind verdeckt, haben eigene Aufzüge und Kellergänge, und selbst wenn man sich zufällig in einen von ihnen verirren sollte, sind die toten Körper, die vorbeigeschoben werden, doch immer verhüllt. Sollen sie vom Krankenhaus abtransportiert werden, geschieht dies von einem gesonderten Ausgang, in Wagen mit rußigen Scheiben; auf dem Friedhofsgelände gibt es für sie einen eigenen, fensterlosen Raum; bei der Bestattungsze-

remonie liegen sie in verschlossenen Särgen, bis sie schließlich in die Erde hinabgesenkt oder in Öfen verbrannt werden. Es fällt einem schwer, in dieser Vorgehensweise einen praktischen Sinn zu entdecken. So könnten die toten Körper ebenso gut offen durch die Krankenhausflure geschoben und in einem gewöhnlichen Taxi abtransportiert werden, ohne eine Gefahr für andere darzustellen. Der ältere Mann,

Diese Veränderungen der ersten Stunden geschehen so langsam und werden mit solcher Sicherheit vollzogen, dass ihnen fast etwas Rituelles innewohnt.

der während eines Kinobesuchs stirbt, könnte genauso gut an seinem Platz sitzenbleiben, bis der Film vorbei ist, und die komplette nächste Vorstellung noch dazu. Der Lehrer, der auf dem Schulhof einen Hirnschlag erleidet, muss nicht zwingend auf der Stelle weggeschafft werden, es passiert nichts Schlimmes, wenn er liegen bleibt, bis der Hausmeister die Zeit findet, sich um ihn zu

kümmern, selbst wenn dies erst am Nachmittag oder Abend der Fall sein sollte. Wenn sich ein Vogel auf ihn setzt und pickt, was macht das schon? Soll das, was ihn im Grab erwartet, besser sein, nur weil wir es nicht sehen? Solange die Toten einem nicht im Weg liegen, besteht kein Grund zur Eile, sie können ja nicht erneut sterben. Insbesondere winterliche Kältewellen müssten so gesehen eigentlich von Vorteil sein. Penner, die auf Parkbänken und in Hauseingängen erfrieren, Selbstmörder, die von Hochhäusern und Brücken springen, ältere Frauen, die in Treppenhäusern ums Leben kommen, Unfallopfer, die in ihren Autowracks eingeklemmt sind, der Junge, der nach einem Abend in der Stadt angetrunken in den See fällt, das kleine Mädchen, das unter die Räder eines Busses gerät, warum diese Eile, sie unseren Augen zu entziehen? Anstand? Was wäre anständiger, als dass die Eltern des Mädchens es dort ein oder zwei Stunden später sehen dürften, im Schnee neben der Unglücksstelle liegend, sowohl ihre blutbesudelten Haare als auch die saubere Steppjacke? Offen für die Welt, ohne Geheimnisse, so würde sie dort liegen. Doch selbst diese eine Stunde im Schnee ist undenkbar. Eine Stadt, die ihre Toten nicht aus dem Blickfeld entfernt, in der man sie auf Straßen und Gassen, in Parks und auf Parkplätzen liegen sieht, ist keine Stadt, sondern eine Hölle. Dass diese Hölle unsere Lebensbedingungen realistischer und letztlich wahrhaftiger widerspiegelt, spielt keine Rolle. Wir wissen, dass es so ist, wollen es aber nicht sehen. Daher rührt der kollektive Akt der Verdrängung, für den das Wegschleusen der Toten ein Ausdruck ist.

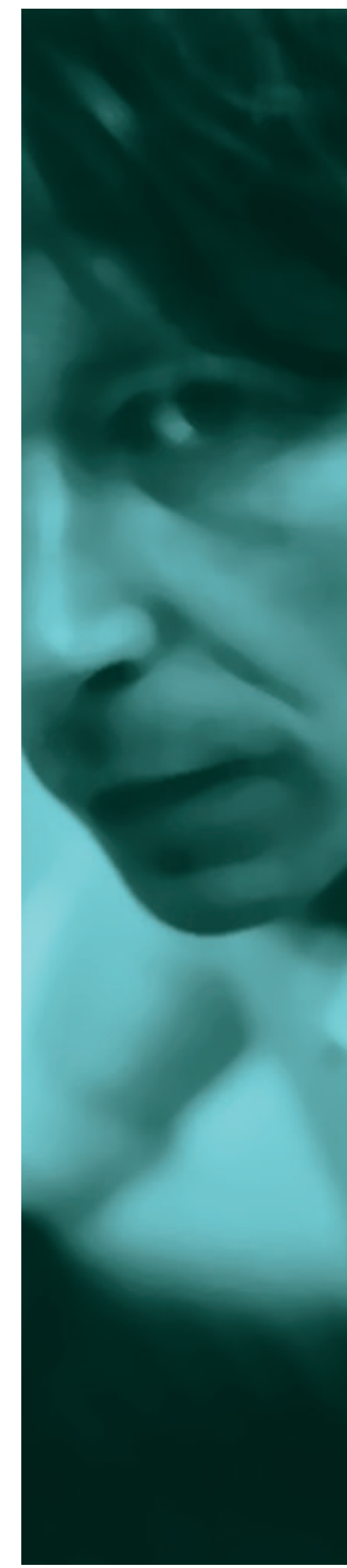
Was genau verdrängt wird, lässt sich dagegen nicht so leicht sagen. Der Tod an sich kann es nicht sein, dazu ist seine Präsenz in unserer Gesellschaft zu groß. Wie viele Tote täglich in den Zeitungen oder Fernsehnachrichten genannt werden, schwankt den Umständen entsprechend etwas, aber auf ein Jahr hochgerechnet dürfte die durchschnittliche Zahl einigermaßen konstant sein, und da sie auf zahlreiche Informationskanäle verteilt ist, er-

scheint es praktisch unmöglich, ihr zu entgehen. Dieser Tod wirkt allerdings nicht bedrohlich. Im Gegenteil, er ist etwas, was wir haben möchten, und wir bezahlen gern, um ihn zu sehen. Nimmt man die immensen Mengen von Tod hinzu, die fiktional produziert werden, fällt es umso schwerer, das System zu verstehen, das die Toten unserem Blickfeld entzieht. Wenn uns

Die riesigen Bakterienchwärme, die sich im Inneren des Körpers ausbreiten, hält nichts mehr auf.

Hätten sie es nur ein paar Stunden früher versucht, wären sie augenblicklich auf Widerstand gestoßen.

der Tod als Phänomen nicht ängstigt, woher rührt dann dieses Unbehagen angesichts der toten Körper? Es muss entweder bedeuten, dass es zwei Arten von Tod gibt, oder dass ein Widerspruch existiert zwischen unserer Vorstellung vom Tod und dem Tod, wie er in Wahrheit beschaffen ist, was im Grunde auf dasselbe hinausläuft: Entscheidend ist, dass unsere Vorstellung von ihm so fest in unserem Bewusstsein verankert ist, dass wir nicht nur erschüttert sind, wenn wir die Wirklichkeit davon abweichen sehen, sondern dies auch mit allen Mitteln zu verbergen suchen. Nicht als Folge einer irgendwie gearteten, bewussten Überlegung, wie es bei Riten geschieht, zum Beispiel der Beerdigung, deren Inhalt und Sinn heutzutage verhandelbar sind und somit von der Sphäre des Irrationalen in die des



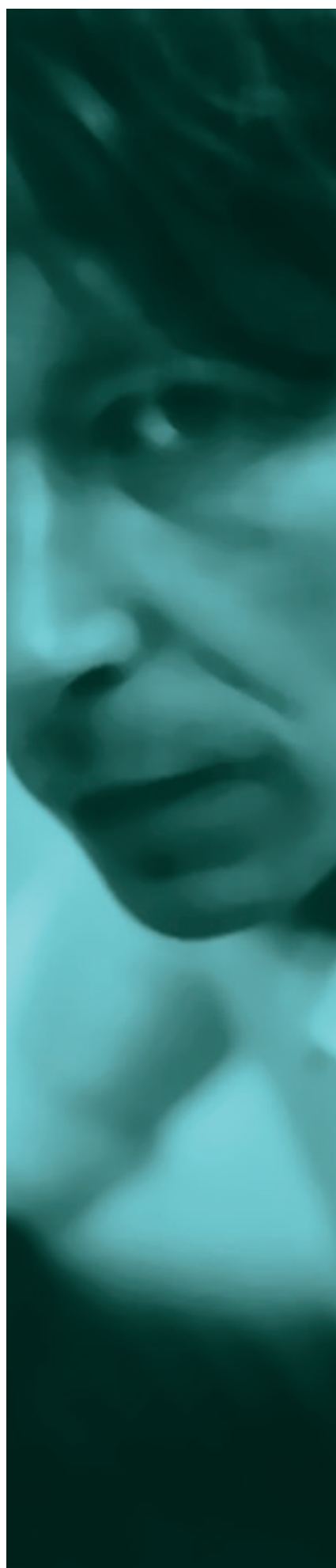
Rationalen überführt, vom Kollektiven zum Individuellen – nein, die Art und Weise, in der wir die Toten entfernen, ist niemals Gegenstand von Diskussionen gewesen, es war schon immer etwas, das wir einfach getan haben, aus einer Notwendigkeit heraus, die keiner begründen kann, aber jeder kennt: Stirbt dein Vater an einem stürmischen Sonntag im Herbst draußen auf dem Hof, deckst du ihn zumindest zu. Dies ist jedoch nicht der einzige Impuls, der uns im Umgang mit den Toten ereilt. Ebenso auffällig wie das Verbergen aller Leichen ist die Tatsache, dass sie schnellstmöglich auf Erdbodenniveau gebracht werden. Ein Krankenhaus, das seine Toten nach oben verfrachtet, seine Obduktionssäle und Leichenhallen in den obersten Etagen des Gebäudes unterbringt, ist nahezu undenkbar. Die Toten bewahrt man möglichst weit unten auf. Und das gleiche Prinzip wird auf die Büros übertragen, die sich ihrer annehmen: eine Versicherung kann ihre Räumlichkeiten getrost in der achten Etage einrichten, ein Beerdigungsinstitut dagegen nicht. Alle Bestatter haben ihre Büros möglichst nahe am

Als verfügten wir über eine Art chthonischen Instinkt, irgendetwas tief in uns, das unsere Toten zu jener Erde hinabführen muss, aus der wir gekommen sind.

Erdgeschoss. Woher das kommt, ist schwer zu sagen; man könnte versucht sein zu glauben, dass es an einer alten Konvention liegt, die ursprünglich ein praktisches Ziel verfolgte, etwa, dass der Keller kalt war und deshalb am

besten zur Aufbewahrung der Leichen geeignet, und dass dieses Prinzip bis in unsere Zeit der Kühlschränke und Kühlräume erhalten blieb, und sollte es nicht so sein, dass der Gedanke, die Toten in Gebäuden nach oben zu transportieren, widernatürlich erscheint, als schlössen Höhe und Tod einander gegenseitig aus. Als verfügten wir über eine Art chthonischen Instinkt, irgendetwas tief in uns, das unsere Toten zu jener Erde hinabführen muss, aus der wir gekommen sind.

Es mag folglich den Anschein haben, als würde der Tod über zwei unterschiedliche Systeme vertrieben. Das eine ist mit Geheimhaltung und Schwere, Erde und Dunkelheit verknüpft, das andere mit Offenheit und Leichtigkeit, Äther und Licht. Ein Vater und sein Kind werden getötet, als der Vater versucht, das Kind in einer Stadt irgendwo im Nahen Osten aus der Schusslinie zu ziehen, und das Bild der beiden, eng umschlungen, während die Kugeln ins Fleisch einschlagen und die Körper gleichsam erbeben lassen, wird von einer Kamera eingefangen und zu einem der tausenden Satelliten gesendet, die unseren Planeten umkreisen, und von dort auf Fernsehapparate in aller Welt verteilt, wo es sich als ein weiteres Bild von Tod oder Sterben in unser Bewusstsein schiebt. Diese Bilder haben kein Gewicht, keine Ausdehnung, keine Zeit und keinen Ort und auch keine Verbindung zu den Körpern, aus denen sie einmal kamen. Sie sind überall und nirgendwo. Die meisten von ihnen gleiten lediglich durch uns hindurch und verschwinden, einige wenige bleiben aus unterschiedlichen Gründen gegenwärtig und leben in der Dunkelheit unseres Gehirns. Eine Abfahrtsläuferin stürzt, und die Schlagader in ihrem Oberschenkel wird durchtrennt, Blut strömt hinter ihr in einer roten Linie den weißen Hang hinunter, und sie ist bereits tot, noch ehe der Körper zum Stillstand kommt. Ein Flugzeug hebt ab, und beim Aufsteigen der Maschine schlagen Flammen aus den Tragflächen, der Himmel über den Häusern der Vorstadt ist blau, das Flugzeug ex-



plodiert darunter in einem Feuerball. Ein Fischerboot sinkt eines Abends vor der nordnorwegischen Küste, die siebenköpfige Besatzung ertrinkt, am nächsten Morgen berichten alle Zeitungen über das Ereignis, da es sich um ein so genanntes Mysterium handelt, das Wetter war ruhig, und das Boot hatte keinen Notruf abgesetzt, es verschwand einfach, was die Fernsehredaktionen am Abend zusätzlich betonen, indem sie mit einem Hubschrauber die Unglücksstelle überfliegen und Bilder von der leeren See zeigen. Der Himmel ist bewölkt, die graugrüne Dünung ruhig und schwer, gleichsam im Besitz eines anderen Temperaments als die jäh, weithin schäumenden Kämme, die an manchen Stellen in die Höhe peitschen. Ich sitze alleine davor und sehe es, vermutlich irgendwann im Frühling, denn mein Vater arbeitet im Garten. Ohne zu hören, was der Reporter sagt, starre ich auf die Meeresoberfläche und plötzlich tauchen die Umrisse eines Gesichts auf. Ich weiß nicht, wie lange es da ist, ein paar Sekunden vielleicht, jedenfalls lange genug, um mich ungeheuer zu beeindrucken. Als das Gesicht verschwindet, stehe ich auf, um jemanden zu suchen, dem ich davon erzählen kann. Meine Mutter hat Spätdienst, mein Bruder ist in ein Spiel versunken, und die anderen Kinder in unserer Siedlung wollen mir nicht zuhören, bleibt also nur Vater, denke ich und eile die Treppe hinunter und laufe ums Haus herum. Wir dürfen auf unserem Grundstück nicht rennen, weshalb ich, bevor ich in sein Blickfeld gelange, abbremsen und gehe. Er steht auf der Rückseite des Hauses, mitten in dem, was einmal der Gemüsegarten werden soll, und schlägt mit einem Beilhammer auf einen Felsbrocken ein. Obwohl die Ausschachtung nur einen Meter tief ist, haben die schwarze, hochgeschaukelte Erde, auf der er steht, und die Gruppe von Vogelbeerbäumen, die gleich jenseits des Zauns hinter ihm wachsen, dafür gesorgt, dass die Abenddämmerung dort unten weiter fortgeschritten ist. Als er sich aufrichtet und zu mir umdreht, liegt sein Gesicht fast vollständig im Dunkeln.

Trotzdem verfüge ich über mehr als genug Informationen, um zu wissen, woran ich bei ihm bin. Man erkennt es nicht am Gesichtsausdruck, sondern an seiner Körperhaltung, und diese deutet man nicht mit Gedanken, sondern intuitiv.

Er stellt den Hammer ab, zieht die Handschuhe aus.

»Und?«, sagt er.

»Ich habe im Fernsehen ein Gesicht im Meer gesehen«, sage ich und bleibe auf dem Rasen über ihm stehen. Unser Nachbar hat am frühen Nachmittag eine Fichte gefällt, und der intensive Harzgeruch, den die Holzscheiben verströmen, die auf der anderen Seite der Steinmauer lagern, hängt in der Luft.

»Einen Taucher?«, sagt mein Vater. Er weiß, dass ich mich für Taucher interessiere und kann sich wahrscheinlich

»Es war kein Mensch.  
Es war eine Art Bild in der See.«

nicht vorstellen, dass ich etwas anderes spannend genug finden könnte, um zu ihm hinauszukommen und ihm davon zu erzählen.

Ich schüttele den Kopf.

»Es war kein Mensch. Es war eine Art Bild in der See.«

»Eine Art Bild«, sagt er und zieht die Zigarettenschachtel aus der Tasche auf seiner Hemdbluse.

Ich nicke und mache kehrt, um zurückzugehen.

»Warte mal kurz«, sagt er.

Er lässt ein Streichholz aufflammen und schiebt den Kopf ein wenig vor, um die Zigarette anzuzünden. Die Flamme gräbt ein kleines Loch aus Licht in das graue Zwielflicht.

»So«, sagt er.

Nachdem er einen tiefen Zug genommen hat, setzt er einen Fuß auf den Fels und starrt zum Wald auf der anderen Straßenseite hinüber. Vielleicht starrt er aber auch den Himmel über

den Bäumen an. »War das, was du da gesehen hast, ein Bild von Jesus?«, sagt er und sieht zu mir hoch.

Wäre seine Stimme noch freundlich gewesen und hätte es die lange Pause vor der Frage nicht gegeben, hätte ich angenommen, dass er mich auf den Arm nehmen will. Er findet es ein bisschen peinlich, dass ich gläubig bin; sein größter Wunsch ist, dass ich mich nicht von den anderen Kindern unterscheide, und unter all den Kindern, von denen die Siedlung nur so wimmelt, gibt es niemanden sonst als seinen jüngsten Sohn, der sich als Christ bezeichnet.

Aber er möchte es tatsächlich wissen. Ich verspüre einen Anflug von Freude, weil es ihn wirklich interessiert, bin aber auch ein bisschen beleidigt darüber, dass er mich so unterschätzt. Ich schüttele den Kopf.

»Das war nicht Jesus«, sage ich.

»Es freut mich fast, das zu hören«, erwidert Vater und lächelt. Oben auf dem Hang hört man das schwache Wispern von Fahrradreifen auf Asphalt. Das Geräusch wird schnell lauter, und es ist so still in unserer Siedlung, dass der leise, singende Ton, der in dem Rauschen entsteht, klar und deutlich zu hören ist, als das Fahrrad im nächsten Moment auf der Straße hinter uns vorbeirollt.

Vater zieht noch einmal an seiner Zigarette, wirft sie halb geraucht über die Steinmauer, hustet ein paar Mal, zieht die Handschuhe an und greift wieder nach dem Hammer.

»Denk nicht mehr daran«, sagte er und blickt zu mir hoch.

Ich war an jenem Abend acht, mein Vater dreißig. Auch wenn ich selbst heute noch nicht behaupten kann, ihn zu verstehen oder zu wissen, was für ein Mensch er war, ergibt sich aus der Tatsache, dass ich mittlerweile sieben Jahre älter bin, als er damals war, dass mir einzelne Dinge leichter verständlich erscheinen. Zum Beispiel, wie groß der Unterschied zwischen unseren Tagen war. Während meine Tage bis zum Rand mit Sinn gefüllt waren und jeder Schritt mir neue Möglichkeiten eröffnete und jede Möglich-



keit mich restlos ausfüllte, und zwar in einer Weise, die mir heute letztlich unverständlich ist, war der Sinn seiner Tage nicht in einzelnen Begebenheiten gebündelt, sondern über so große Flächen verstreut, dass es kaum möglich war, ihn mit etwas anderem als abstrakten Begriffen greifbar werden zu lassen. »Familie« war so einer, »Karriere« ein anderer. Wenige oder auch gar keine unvorhergesehenen Möglichkeiten dürften sich ihm im Laufe seiner Tage geboten haben, er muss immer in groben Zügen gewusst haben, was sie ihm bringen würden, und wie er dazu stehen sollte. Er war seit zwölf

**Es ist der Punkt,  
ab dem die Zeit  
schneller zu  
vergehen beginnt.  
Sie stößt auf keine  
Hindernisse mehr,  
alles ist festgelegt.**

Jahren verheiratet, von denen er acht Jahre als Lehrer in einer Gesamtschule gearbeitet hatte, er hatte zwei Kinder, ein Haus und ein Auto. Er war in den Gemeinderat gewählt worden und saß als Vertreter der Partei Venstre im

Gemeindevorstand. Im Winterhalbjahr beschäftigte er sich durchaus erfolgreich mit Philatelie, binnen kurzer Zeit war er einer der besten Briefmarkensammler der Region geworden, während er seine Freizeit im Sommerhalbjahr mit Gartenarbeit verbrachte. Was er an diesem Frühlingsabend dachte, weiß ich nicht, ebenso wenig, welches Bild er von sich hatte, als er sich mit dem Hammer in den Händen im Zwielicht aufrichtete, aber ich bin mir einigermaßen sicher, dass es in ihm das Gefühl gab, die Welt, die ihn umgab, recht gut zu verstehen. Er kannte alle Nachbarn in unserer Siedlung und wusste, wo sie im Verhältnis zu ihm selbst gesellschaftlich einzuordnen waren, und vermutlich wusste er auch einiges über Dinge, die sie lieber für sich behalten hätten, zum einen, weil er ihre Kinder unterrichtete, zum anderen, weil er einen Blick für die Schwächen anderer Menschen hatte. Als Mitglied der neuen, gut ausgebildeten Mittelschicht wusste er zudem viel über die große Welt, über die ihn Zeitung, Rundfunk und Fernsehen täglich auf dem Laufenden hielten. Er wusste einiges über Botanik und Zoologie, da er sich in seiner Jugend dafür interessiert hatte, und auch wenn er in den übrigen naturwissenschaftlichen Fächern nicht so bewandert zu sein schien, waren ihm doch ihre grundlegenden Prinzipien aus dem Gymnasium bekannt. Besser stand es um seine Kenntnisse in Geschichte, da er das Fach neben Norwegisch und Englisch studiert hatte. Er war mit anderen Worten kein Experte für irgendetwas, abgesehen von Pädagogik vielleicht, konnte jedoch von allem etwas. So gesehen war er ein typischer Lehrer, wohlgermerkt zu einer Zeit, in der es noch mit einem ge-

wissen Status verbunden war, an einer Gesamtschule zu unterrichten. Unser Nachbar hinter der Steinmauer, Prestbakmo, arbeitete als Lehrer an derselben Gesamtschule, genau wie der Nachbar, der oberhalb des bewaldeten Hangs hinter dem Haus wohnte, Olsen, während ein anderer Nachbar, der am anderen Ende der Ringstraße wohnte, Knudsen, stellvertretender Direktor an einer anderen Gesamtschule war. Als mein Vater an jenem Frühlingsabend Mitte der siebziger Jahre den Beilhammer über den Kopf hob und ihn auf den Fels hinabsausen ließ, tat er dies folglich in einer Welt, die er kannte und die ihm vertraut war. Erst als ich selbst in das gleiche Alter kam, begriff ich, dass man dafür auch einen Preis bezahlt. Wenn der Überblick über die Welt größer wird, schwindet nicht nur der Schmerz, den sie verursacht, sondern auch der Sinn. Die Welt zu verstehen heißt, einen bestimmten Abstand zu ihr einzunehmen. Was zu klein ist, um mit dem bloßen Auge wahrgenommen zu werden, wie Moleküle und Atome, vergrößern wir, und was zu groß ist, wie Wolkengebilde, Flussdeltas, Sternbilder, verkleinern wir. Wenn wir den

**Sinn erfordert  
Fülle, Fülle erfordert  
Zeit, Zeit erfordert  
Widerstand.**

Gegenstand so in die Reichweite unserer Sinne gebracht haben, fixieren wir ihn. Das Fixierte nennen wir Wissen. Während unserer gesamten Kindheit und Jugend streben wir danach, den korrekten Abstand zu Dingen und Phänomenen einzunehmen. Wir lesen, wir lernen, wir erfahren, wir korrigieren. Dann gelangen wir eines Tages an den Punkt, an dem alle notwendigen Abstände bestimmt, alle notwendigen Systeme etabliert sind. Es ist der Punkt, ab dem die Zeit schneller zu vergehen beginnt. Sie stößt auf keine Hindernisse mehr, alles ist festgelegt,

die Zeit durchströmt unser aller Leben, die Tage verschwinden in einem rasenden Tempo, und ehe wir uns versehen, sind wir vierzig, fünfzig, sechzig... Sinn erfordert Fülle, Fülle erfordert Zeit, Zeit erfordert Widerstand. Wissen ist Abstand, Wissen ist Stillstand und der Feind des Sinns. Mein Bild von Vater an jenem Abend 1976 ist mit anderen Worten eine Doppelbelichtung: Einerseits sehe ich ihn, wie ich ihn damals sah, mit den Augen des Achtjährigen, unberechenbar und beängstigend, andererseits sehe ich ihn als einen Gleichaltrigen, durch dessen Leben die Zeit weht und unablässig größere Stücke Sinn mit sich reißt.

**Der nächste Band »Lieben«  
erscheint im Frühjahr 2012.**

